

Jan Tengeler

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Israel

vom 12. Juli bis 25. August 1999

Dieses Jahr in Jerusalem...
Kommentierte Gespräche imaginärer Begegnungen

Von Jan Tengeler

Israel, vom 12.7. bis 25.8. 1999,
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Zur Person

Das unterirdische Jerusalem

Das irdische Jerusalem, muslimisch

Das irdische Jerusalem, christlich

Das irdische Jerusalem, jüdisch

Das irdische Jerusalem, interkonfessionell

Das überirdische Jerusalem

Dank

Zur Person

Jan Tengeler, Jahrgang 1969, in Kiel aufgewachsen. Zivildienst und Studium in Köln. 1996 Magister mit den Fächern Deutsch, Philosophie und Soziologie. Seitdem freischaffender Journalist und Vater. Vor allem im Hörfunk tätig, für den Deutschlandfunk, die Deutsche Welle und den WDR. Schwerpunkt: Musik.

„Ich freute mich, als man mir sagte: Zum Haus des Herrn wollen wir pilgern.

Schon stehen wir in deinen Toren, Jerusalem: Jerusalem, du starke Stadt, dicht gebaut und fest gefügt. ...

Erbittet für Jerusalem Frieden! Wer dich liebt, sei in dir geborgen. Friede wohne in deinen Mauern, in deinen Häusern Geborgenheit.

Wegen meiner Brüder und Freunde will ich sagen: In dir sei Friede.

Wegen des Hauses des Herrn, unseres Gottes, will ich dir Glück erflehen“.

(Psalm 122)

Das unterirdische Jerusalem

Drei Männer befinden sich auf dem Weg in Jerusalems Unterwelt: Es sind Elizer, ein jüdischer Lehrer, Nasser, ein palästinensischer Archäologe und Lukas, Priester und Fremdenführer. Sie kennen sich auf allen Ebenen der Geschichte Jerusalems trefflich aus. Heute haben sie sich getroffen, um ihr Wissen auszutauschen und eine nicht ganz alltägliche Stadtführung zu unternehmen. Im Zentrum ihrer Tour steht die arabisch-mittelalterliche Altstadt. Sie ist das Herz Jerusalems, eine ca. 1 km² große Stadt innerhalb der Stadt, umgeben von einer starken Festung, unzugänglich für Autos. Hier befinden sich die wichtigsten Heiligtümer der drei großen Religionen, hier hat man bei Ausgrabungen Schichten von 20 verschiedenen Zivilisationen gefunden. Die Altstadt besteht heute aus vier Vierteln – dem christlichen, dem muslimischen, dem jüdischen und dem armenischen. Bis zum Sechs-Tage-Krieg 1967 war sie unter jordanischer Kontrolle. Die Israelis eroberten das östliche Jerusalem mitsamt der Altstadt. Zuallererst sorgten sie dafür, dass an der Klagemauer wieder Juden beten konnten, was die Jordanier zuvor nicht gestatteten. Aber sie garantierten auch den anderen Religionen einen relativ unproblematischen Zugang zu ihren Heiligtümern. Den Tempelberg gaben sie schon nach wenigen Tagen an die Moslems zurück, da er, der Haram ash-Sahrif, wie er auf Arabisch heißt, mit den beiden Moscheen Felsendom und Al-Aqsa, im Islam eine bedeutende Stellung einnimmt.

Die Tour der drei Experten beginnt knapp außerhalb, am südöstlichen Ende der Altstadt, dem Zionstor. Es geht dann zum Tempelberg, auf den Haram ash-Sharif, zu einer Besichtigung der beiden Moscheen. Von dort gehen sie ins Zentrum der Altstadt, zur Grabeskirche, oder – wie die orthodoxen Kirchen sagen – der Anastasis. Danach kehren sie zurück zum südwestlichen Teil des Tempelbergs, zur Westmauer, bzw. Klagemauer, dem zentralen jüdischen Heiligtum. Die letzte Station ihrer Exkursion ist ein Provisorium, eine Baustelle. Hier soll ein Haus entstehen, in dem alle drei Religionen Platz finden.

Die drei Männer gehen verschlungene Wege, hier und da kommen sie von selbigen ab. Meistens gehen sie unterirdisch, steigen in Tunnel, quetschen sich durch enge Gassen. Manchmal stecken sie ihre Köpfe in den Suq, den arabischen Markt und klettern, wenn nötig, auf Häuserdächer. Ihre Tour wird auch immer wieder unterbrochen durch Ereignisse des irdischen Jerusalems. Beim Auftauchen an der Oberfläche werden sie Zeugen der Spannungen, die an den Heiligen Stätten auftreten. Aber es ist auch ein Spaß. Man erzählt sich Anekdoten, es wird getratscht und gewitzelt.

Elizer: „Kennt ihr den schon? Ein Amerikaner ist auf der Suche nach einem schönen Stück Land in Jerusalem. Er sieht einen alten Bauern auf seinem kleinen Feld arbeiten. „Kann ich ihnen ein bisschen von dem Land abkaufen?“ „Natürlich“, antwortet der Bauer, „ich mache ihnen ein besonders günstiges Angebot: 2 Millionen Dollar“. Der Amerikaner fällt fast um, als er die Summe hört. „Zwei Millionen Dollar für diesen winzigen Zipfel Erde. Da, wo ich wohne bekomme ich für das gleiche Geld eine ganze Ranch mit Rindern“. „Das mag ja sein“, sagt der Bauer völlig ungerührt, „das Stück ist klein, aber was meinen sie, wie tief es ist?“

Die anderen lachen und klopfen sich auf die Schenkel.

Elizer fährt fort: „Kommt, wir gehen zuerst zum Zionsberg und steigen auf das Grab Davids. Da hat man einen guten Überblick. Nicht nur über die Stadt, sondern auch über das Spiel der verborgenen Bedeutungen, der geopolitischen Taktiererei und der entliehenen Symbolik. Der Ort selbst ist das beste Beispiel dafür. Was haben wir hier? Im Erdgeschoss ist der Abendmahlssaal. Der Ort, an dem Jesus mit seinen Jüngern sein letztes Essen zu sich nahm – ein heiliger Ort für die Christen. Ob das Essen wirklich hier stattfand, sei dahin gestellt. Sicher ist, dass die Synagoge, die sich im ersten Stock befindet, auf eine historische Täuschung zurückgeht. Das Davidsgrab, das hier vermutet wurde, ist definitiv an einer anderen Stelle. Im zweiten Stock haben wir schließlich eine Moschee. Für Muslime ist dies der Ort, an dem Adam, der erste Mensch, begraben wurde.“

Das sind gewichtige religiöse Implikationen. Aber natürlich haben hohe Punkte, wie diese hier, vor allem eine strategische Bedeutung. Wer hier herrscht,

hat den Überblick und damit politische und militärische Macht. Jerusalems Erhöhungen sind sowohl ein Zeichen für religiöse Identifikation, wie für politische Kontrolle. Wie es einen Kampf der Religionen gibt, gibt es auch einen der Berggipfel. Das war schon zu Zeiten Königs Salomos so: Den Berg dort drüben (*er zeigt in Richtung Südost*) nannte man früher Korruptionsberg. Salomo soll bis zu 1000 Frauen gehabt haben, jüdische und nicht-jüdische. Nicht nur, dass der große König Salomo, der von Gott Erwählte, seine fremden Frauen nicht zu Jüdinnen machte, er baute ihnen sogar einen Tempel, und zwar dort auf dem Korruptionsberg. Schlimmer noch, dieser heidnische Tempel war sogar höher als der Tempel der Juden auf dem Berg Moriah. Der Streit, der an diesen beiden Bergen entbrannte, führte dann zur Teilung des damaligen Reiches, in Judäa und Israel, 930 vor Christi Geburt.

Die gleichen Auseinandersetzungen kann man später zwischen Moriah und Golgatha, und dann wieder zwischen Golgatha und Haram ash-Sharif beobachten“.

Lukas: „Nicht umsonst heißt es bei den Archäologen: Einmal heilig immer heilig. Wie „al Haram ash-Sharif“, so heißt der Tempelberg auf arabisch, und die Grabeskirche, die auf dem Hügel Golgatha erbaut wurde, zusammenhängen, kann man am besten vom Tempelberg aus sehen“.

Sie machen sich auf dem Weg zum Tempelberg. Er ist benannt nach den beiden jüdischen Tempeln, die dort seit dem 10. Jahrhundert vor Christi Geburt, bis zur endgültigen Zerstörung durch die Römer im Jahre 70, existierten. Teile, d.h. Mauern, der großzügigen Anlage stehen allerdings noch heute. Die Anhöhe, der Berg Moriah, auf der der Tempel erbaut wurde, diente mindestens zehn altertümlichen Religionen als Heiligtum. Es ist der Ort, an dem Abraham, der Erzvater der Juden, seinen Sohn Isaak opfern sollte. In der Tradition des Islam war es nicht Isaak, der geopfert werden sollte, sondern Abrahams ältester Sohn Ismael. Seit dem 7. Jahrhundert beherrscht der Islam den Berg.

Als die drei Experten um die nächste Ecke biegen, kommt der prächtige Felsendom ins Visier. Die Augen Nassers leuchten. Dann nehmen sie eine Abkürzung durch eine alte Kanalanlage aus dem 13. Jahrhundert. Die Idee, so die Wartezeit vor dem Tempelberg zu umgehen, scheitert an einem neu eingebauten Gitter kurz vor dem Tempelberg. Nach einiger Wartezeit am Haram-ash Sharif betreten Elizer, Lukas und Nasser den prächtigen Platz. Am Süden steht die Al-Aqsa Moschee, in der Mitte des Platzes befindet sich der beeindruckende Felsendom mit seiner großen, vergoldeten Kuppel.

Lukas: „Das hier ist einer der schönsten Plätze der Welt. Schon die Kanaaniter hatten auf Moriah ihre Kultstätte, ihr Heiligtum. In der Bibel steht, dass alles schon da war, als sich die Juden unter David hier niedergelassen haben: Holz für das Feuer, Stiere zum Schlachten und sogar Priester. Das Judentum hat natürlich bei seinen Nachbarn abgeguckt, wie ein sesshafter Kult funktioniert, denn bis zur

Zeit Davids war Israel ja nomadisch. Das die Juden den Platz als Heiligtum einfach nur übernommen haben, steht so deutlich aber nicht in der Bibel.

Von dieser Erhöhung hier aus kann man sehr gut sehen, wie die Religionen voneinander abgeguckt haben. Wir haben drei Elemente hier. Die Basilika, das ist das Gebetsgebäude in Form der Al-Aqsa Moschee. Dann einen großen Garten mit einem Brunnen und schließlich ein Memorialgebäude, welches die Erinnerungsstätte an die nächtliche Himmelfahrt Mohammeds ist, den Felsendom. Das entspricht genau dem ursprünglichen Aufbau der Grabeskirche. Nur, das man hier die Konstruktion sehr viel besser sehen kann, weil die Grabeskirche mittlerweile total verbaut ist. Als im 7. Jahrhundert die Muslime hierher kamen und einen Platz zum Beten suchten, war dieser Platz, der Tempelberg, wahrscheinlich eine riesige Müllhalde und wurde von Christen nicht beansprucht. 691 fing Abdel el-Malik hier an, mit Blick auf die Grabeskirche, eine große Anlage zu bauen. Er hatte sich damals byzantinische Baumeister geholt und gesagt: „So wie dort die Grabeskirche, so auch hier. Nur viel größer und schöner“. Die Bauleute haben den ursprünglichen Plan der Anastasis genommen und hier verwirklicht. Der Haram ash-Sharif ist ein architektonisches Zitat der Grabeskirche. Ebenso, wie sich die Grabeskirche bei ihrer Entstehung drei Jahrhunderte zuvor am jüdischen Tempel orientiert hatte. Untergründig fließen die Ströme zusammen, aber das wird natürlich abgestritten, denn jeder behauptet seine Identität an seinem Ort.

Das gleiche Prinzip gilt für den Felsendom. Er markiert nicht nur die Stelle, an der Mohammed in den Himmel stieg, um die Grundlagen des Koran zu empfangen, sondern auch die Stelle, an der Jahrtausende früher Abraham seinen Sohn opfern sollte. In der jüdischen Überlieferung soll der Erzvater seinen zweiten Sohn Isaak opfern, die Muslime sagen, es sei der älteste Sohn Abrahams gewesen, Ismael. Die Geschichte der Loslösung vom Menschenopfer ist so wichtig, dass sie auch der Islam braucht, aber natürlich mit anderen Namen, damit die Entlehnung nicht allzu offensichtlich ist.

Kommt, jetzt gehen wir zur Grabeskirche und sehen uns das Tohuwabohu, das dort inzwischen herrscht, einmal aus der Nähe an“.

Das irdische Jerusalem, muslimisch

Lukas, Nasser und Elizer verlassen den Haram ash-Sharif durch eine Nebentür. Mit einmal stehen sie inmitten des arabischen Marktgedränges.

Nasser: „Gleich hier um die Ecke wohnt der Vorsteher der Moscheen. Ein netter Mann, er ist ein alter Bekannter von mir, da können wir ein Püschchen machen und einen Tee trinken“.

Die anderen nicken. Leider kann sich Nasser nicht mehr genau an den Weg erinnern. Zuviel hat sich in den letzten Jahren geändert. Sie irren durch die Altstadt, das Büro des Vorstehers ist nicht zu finden. Endlich fragen sie einen Händler, der ihnen weiterhelfen kann. Er geleitet sie zu einer unscheinbaren grünen Tür, hinter der sich tatsächlich das einem Verlies ähnliche Büro befindet. In dem Büro sind der Vorsteher der Moscheen, ein undurchsichtiger Mann, der wie ein Spion aussieht und sich als Kenner hinter den Kulissen ausgibt, und ein Israeli.

Israeli: „Ihr habt den Status Quo verletzt. Er besagt, dass jede bauliche und sonstige Veränderung an der Heiligen Stätte, also dem Tempelberg...“

Spion: „Al Haram ash-Sharif, nicht Tempelberg.“

Israeli: „...dem Tempelberg, vorher mit uns abgesprochen werden muss. Ihr habt einfach in der Südmauer der Anlage ein altes, lange zugemauertes Fenster geöffnet, ohne uns zu fragen. Wir haben das Fenster kurzerhand wieder geschlossen. Fertig“.

Spion: „Fertig? Es geht doch nur darum, dass ihr die Stimmung in Jerusalem anheizen wollt“.

Israeli: „Wir sorgen immerhin dafür, dass ihr freien Zutritt zu allen heiligen Stätten bekommt, insbesondere dem Tempelberg, obwohl...“

Spion: „Al Haram ash-Sharif, nicht Tempelberg“.

Israeli: „...obwohl im Alten Testament der Name Jerusalem 600 mal erwähnt ist und im Koran kein einziges Mal. Als die Jordanier über die Altstadt herrschten, haben sie uns nicht erlaubt an die Westmauer zu gehen, um zu beten. In Israel dagegen gibt es ein Gesetz, das allen Menschen Religionsfreiheit garantiert. Dafür sorgen wir tatsächlich und das wird sich auch nicht ändern, wenn eines Tages ganz Jerusalem mit allen heiligen Stätten unter israelischer Aufsicht stehen sollte. Wir sorgen sogar dafür, dass keine israelischen Gläubigen auf den Tempelberg...“

Spion: „Wie oft soll ich es denn noch sagen. Al Haram...“

Israeli: „... beten. Um ein öffentliches Gebet durchzuführen, müssen mindestens zehn Erwachsene männliche Juden zusammentreffen. Es ist aber nur zwei Juden gleichzeitig erlaubt auf den Tempelberg zu gehen. Aber das machen ja sowieso nur nationale und religiöse Extremisten. Denn eigentlich dürfen Juden nur unter Berücksichtigung sehr komplizierter Reinigungsrituale auf den Tempelberg. Denn es könnte sein, dass sie an den Ort kommen, an dem früher das Allerheiligste, der innerste Raum des Tempels, stand, der nur einmal im Jahr vom Hohepriester besucht werden durfte. 95% aller Juden unterwerfen sich natürlich nicht den Ritualen und respektieren das Verbot, den Tempelberg zu betreten. Und selbst wenn dann mal ein Extremist kommt, ist er meistens viel harmloser als die 100 Journalisten, die auf eine reißerische Geschichte warten“.

Nasser: „Al Haram ash-Sharif ist nämlich gar nicht so wichtig für euch Juden. Ganz im Gegensatz zum Islam. Auch wenn Jerusalem nicht im Koran erwähnt wird, so ist sie doch die drittichtigste Stadt nach Mekka und Medina. Es haben sich Traditionen entwickelt, nach denen ein Gebet in der Al-Aqsa Moschee tausendmal mehr wert ist, als an einem gewöhnlichen Ort. Wer im Rammadan in Jerusalem betet, gilt als neu geboren. An den Freitagen des Rammadan kommen schon jetzt 150.000 bis 200.000 Moslems auf den Haram ash-Sarif. Wenn die Israelis den Zugang nach Jerusalem für Muslime, die außerhalb der Stadt leben, nicht so rigoros erschwert hätten, wären es aus der gesamten arabischen Welt noch viel mehr. Ich kenne alte, gebrechliche Leute, die den mühsamen Fußweg über die Berge nach Jerusalem nehmen, um so die Checkpoints zu umgehen. Die Begründung dieser unsinnigen Kontrollen: Sicherheitsinteressen. Aber das ist natürlich Politik. Denn unter diesen alten Gläubigen finden sich keine Terroristen; außerdem könnte ich relativ mühelos jeden Tag hunderte Palästinenser nach Jerusalem schmuggeln, wenn ich wollte“.

Vorsteher: „Ich schätze, dass eine moslemische Pilgerschar die der Juden und Christen um das 10 bis 15-fache übersteigen würde, wenn die politische Situation es zuließe. Jerusalem hat eben eine wichtige Position im Islam. Wir haben diese Position im Laufe der Zeit weiter gefestigt, denn bei der wechselhaften Geschichte dieser Stadt muss man immer befürchten, die Herrschaft wieder zu verlieren. Schließlich haben uns die Israelis schon einen Großteil unseres Landes gestohlen und uns unsere Rechte genommen. Es kann keinen Frieden geben, ohne dass wir unsere Souveränität zurück bekommen. Der Konflikt ist allerdings ein rein politischer, er besteht nicht zwischen den Religionen“.

Spion: „Ja, wenn der politische Weg versperrt ist, dann kann es manchmal doch noch eine Lösung geben, die über die religiöse Schiene gelingt. Es gibt seit geraumer Zeit ein monatliches Treffen der religiösen Führer, das von der Presse total abgeschirmt ist. Dort werden Positionen geklärt und auch politische Themen besprochen. Wie sonst könnte es sein, dass im Rammadan hunderttausende Muslime in die Stadt kommen, obwohl sie eigentlich gar nicht dürfen. Wenn da nicht hinter den Kulissen rechtzeitig Fäden gezogen worden wären hätte es ein Massaker gegeben“.

Nasser: „Zwischen Jordanien und Israel bestanden schon vor 30 Jahren geheime Kontakte. Einen großen Frieden gibt es deshalb trotzdem nicht. Auch keinen kleinen. Wenn ich von Amman in Jordanien nach Jerusalem fahre, muss ich diverse Checkpoints passieren. Ich brauche mindestens zwei-einhalb Stunden für eine Strecke, die man auch in einer schaffen könnte“.

Vorsteher: „Es gibt keinen Frieden, solange uns die Israelis unser Land stehen und darauf Siedlungen errichten, unsere Bäume zerstören und uns unsere Rechte nehmen. Daran kann auch die Religion nichts ändern“.

Jetzt ist der Tee alle. Nasser, Lukas und Elizer verabschieden sich und danken für das anregende Gespräch.

Lukas: „Ich bin immer wieder beeindruckt: Für Euch Juden und Moslems ist Politik und Religion vermischt, sie sind eins. Man weiß nie, ob ihr predigt oder eine politische Rede haltet. Ich verstehe auch diesen Vorsteher nicht: Er weiß doch genau, dass der Islam eine Religion ist, die alle Lebensaspekte umfasst, also auch die Politik. Trotzdem gesteht er nicht ein, dass er als religiöser Führer bei den Friedensbemühungen durchaus einen Einfluss haben könnte. Wie dem auch sei, jetzt gehen wir aber zur Grabeskirche“.

Die Experten verlassen das Büro des Vorstehers und stehen wieder im dichten Gedränge der Altstadt. Lukas kennt eine Abkürzung zur Via Dolorosa. Diese Straße markiert den Leidensweg Jesu am Karfreitag zu seiner Kreuzigungsstätte. Sie führt vom Löwentor im Nordwesten der Altstadt bis in die Grabeskirche. Kleine Schilder an den Häuserwänden weisen auf die jeweilige Begebenheit hin, die Jesus erlebt hat, 14 insgesamt. Ideale Orte für Pilger, Händler und Schaulustige, damals wie heute.

Als die drei auf die Via Dolorosa stoßen, ist die Situation ziemlich unübersichtlich. Zwei Franziskaner führen eine große Gruppe christlicher Gläubiger durch die Gassen.

1. Franziskaner: „Neunte Kreuzwegstation. Im Angesicht der Stätte seiner Kreuzigung fällt Jesus zum dritten Mal“.

2. Franziskaner und Gruppe: „Amen“.

Händler: „Where do you come from? Germany? Italy....ah. Go and see my shop, I make a good price for you“.

Die Gruppe kommt zur Grabeskirche, in der die letzten fünf Stationen des Kreuzweges des Jesus von Nazareth stattgefunden haben sollen. Auch Elizer, Nasser und Lukas werden mit der Masse angeschwemmt.

Das irdische Jerusalem, christlich

Lukas: „Immer dieses Gedränge. Endlich sind wir da. Ihr seht, hier sieht man nichts mehr. Die ursprüngliche Anlage, wie man sie auf dem Haram ash-Sharif so trefflich studieren kann, ist hier nicht einmal mehr zu ahnen. Überall kleine Kapellen, Keller, Nebenräume, ein einziges Sammelsurium architektonischer und ideologischer Zitate. Wenn der Haram ash-Sharif in seiner Schönheit und Pracht als Symbol für das himmlische Jerusalem gelten kann, so ist die Grabeskirche das passende Symbol für das irdische Jerusalem: Eine einzige Baustelle, fragmentiert, geteilt, sich ständig auflösend und neu konstituierend. In der Zeit vor Christus war hier ein großer Steinbruch. Dann entstand eine Kreuzigungsstätte mit Grabanlage. Man sagte damals Schädelstätte, auf hebräisch Golgatha, weil

der Hügel von ferne wie ein Schädel aussah. Der Ort war aus politischen Gründen für Hinrichtungen wie geschaffen. Von der Stadt aus konnte man die Kreuze auf dem Hügel sehr gut sehen. Man hatte also immer vor Augen, was geschieht, wenn man sich nicht an die Regeln hält. Schließlich mussten schon zu Jesu Zeiten in der Hochsaison bis zu einer halbe Million Menschen, vor allem jüdische Pilger, in der Stadt beherbergt werden.

Das Grab von Jesus wurde übrigens 326 von Helena, der Mutter des Kaisers Konstantin, entdeckt. Sie ließ dort, wo ihr das Königskraut Basilikum entgegenwuchs, ein Gebetshaus errichten, eine Basilika. Damit war die Grundlage der heutigen Kirche gelegt. Von der ursprünglichen Basilika steht heute nichts mehr.

Die Spur der Entlehnungen kann man an verschiedenen Stellen der Grabeskirche verfolgen. Besonders interessant ist das Grab Jesu selbst. Es ist natürlich leer, denn schließlich ist Jesus auferstanden. Im Neuen Testament heißt es: „Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?“

Der jüdische Tempel ist bezeichnenderweise in seinem Innersten auch leer gewesen, schließlich hat sich das Christentum aus dem Judentum entwickelt. „Last but not least“ ist auch der Felsendom leer – in Anlehnung an Judentum und Christentum braucht der Islam einen leeren Raum als Allerheiligstes.

Aber das nur anbei. Heutzutage ist das leere Grab Jesu natürlich immer gestopft voll mit Pilgern aus der ganzen Welt. Zur Realität der Grabeskirche gehört auch, dass hier sechs verschiedene Konfessionen Besitztümer haben. Das finde ich eigentlich sehr schön, denn es veranschaulicht, dass sich die christliche Kirche aufgespalten hat. Die Grabeskirche ist wie eine Mutterkirche mit vielen Kindern. Und wie es bei Kindern ist, so ist es auch hier: Es herrscht einen Moment lang Ruhe und dann bricht schon wieder irgendein Streit aus.

Ahh! Da vorne ist ja mein alter Bekannter aus der israelischen Religionsbehörde – da, wo er ist, ist immer was los. Kommt, wir sagen mal guten Tag“.

In einer der vielen Ecken stehen vier Männer und diskutieren. Es sind ein Franziskaner, ein griechisch-orthodoxer Pope, ein armenischer Bischof und ein Israeli in Zivil. Die drei Experten stellen sich unauffällig dazu und lauschen.

Israeli: „Wir Israelis garantieren seit vielen Jahren die Religionsfreiheit. Egal, ob Moslems oder Christen – jeder hat freien Zutritt zu seinen Heiligen Stätten, das war unter den Jordaniern vor 1967 nicht so gut geregelt. Aber es gibt jede Menge zu tun, nicht zuletzt, weil es innerhalb der christlichen Konfessionen immer wieder zu Streitigkeiten kommt. Zum Beispiel hier in der Grabeskirche, da sind sechs verschiedene Denominationen involviert. Der römisch-katholischen Kirche, vertreten durch die Franziskaner, der griechisch-orthodoxen und der armenischen Kirche gehört der Großteil des Gebäudes. Kleinere Besitztümer haben die Kopten, die Syrier und die Äthio-

pier. Nicht nur, dass sie häufig streiten, sie kümmern sich auch nicht um viel. Dabei gibt es brennende Probleme. Wir fordern seit Jahren eine zweite Tür für die Grabeskirche. Für das Jahr 2000 wird sie dringender denn je. In normalen Jahren kommen schon bis zu einer Millionen Menschen. Wenn im nächsten Jahr vier Millionen erwartet werden, müssen die meisten draußen bleiben, denn sie passen nicht alle durchs Nadelöhr. Zu Kreuzfahrerzeiten gab es 12 Ein- und Ausgänge. Da muss es heute doch möglich sein, wenigstens einen zweiten zu öffnen. Aber ihr wollt den Status Quo ja nicht antasten. Was soll passieren, wenn ein Feuer ausbricht? Bei 70.000 Kerzen, die manchmal gleichzeitig in der Kirche brennen, kann das schon mal vorkommen. Dann werden vielleicht Hunderte getötet“.

Der Pope dreht sich weg und schweigt.

Armenischer Bischof: „Die Armenier sind ein kleines Volk, wir sind nur 8 Millionen Menschen. Seit dem ersten nach-christlichen Jahrhundert sind wir hier im Heiligen Land und haben eine wichtige Stellung, die wir bis heute gehalten haben. Das Problem mit der zweiten Tür in der Grabeskirche ist noch nicht gelöst, es wird in Übereinstimmung mit den drei wichtigen Konfessionen geschehen. Schließlich leben wir in völliger Übereinstimmung miteinander“.

Der Pope schweigt.

Franziskaner: Der geplante Ausgang für die Grabeskirche ist ein kompliziertes Thema. Was passiert z. B. mit den Häusern und Moscheen, die in der Nähe dieses Ausganges stehen? Ein natürlicher Ausgang ist auf dem Boden der äthiopischen Kirche. Die Äthiopier haben natürlich Angst, ihr Eigentum zu verlieren. Und wer soll den Schlüssel bekommen? Die Äthiopier? Oder soll der zweite Schlüssel in die Hände der muslimischen Familie gelegt werden, die auch den Zugang zum jetzigen Tor hat? Am Ende könnte die israelische Regierung die Öffnung eines Ausganges erzwingen. Sie haben schließlich die Verantwortung für die Sicherheit der Pilger vor der Weltgemeinschaft. Natürlich fragen sie uns, die betroffenen Kirchen, und wir versuchen zu einer Übereinstimmung zu kommen. Aber wenn es zu lange dauert, dann sagen die Israelis: „Wir öffnen jetzt erst einmal den Ausgang. Die Probleme können wir dann später diskutieren“.

Armenischer Bischof: „Wir wollen Frieden in der Grabeskirche“.

Der Pope nickt.

Franziskaner: „Hoffen wir das Beste. Inch-allah“. Zu seinen Mitbrüdern gewandt: „Übrigens, wir müssen unbedingt noch den Gebetsplan für das nächste Halbjahr erstellen. Angesichts der zu erwartenden Besucherströme schlage ich vor, dass wir die Gottesdienste anders legen. Man könnte auch überlegen, ob wir Besuchszeiten nach Sprachen einführen. Also z. B. Dienstags deutsch, Mittwochs englisch und so weiter“.

Der Israeli spricht inzwischen mit einem koptischen und einem äthiopischen Geistlichen, die sich um die Besitzrechte einer handvoll Mönchskammern in der Nähe der Grabeskirche streiten. Die drei anderen Geistlichen vertragen ihr Gespräch, auch der Israeli will sich nun auf den Weg machen.

Franziskaner, zum Israeli: „Entschuldigen Sie noch einen Augenblick. Ich hatte Sie ja schon einmal gefragt, wegen Reiseerleichterungen für Pilger, die von Jerusalem nach Bethlehem fahren möchten. Gibt es da Neuigkeiten?“

Israeli: „Damit habe ich nichts zu tun. Bethlehem ist unter palästinensischer Verwaltung. Sie müssen mit Arafats Leuten verhandeln. Ich muss jetzt dringend zum nächsten Termin. Die Armenier und die Syrer streiten sich über eine Baumaßnahme in einer kleinen Kirche außerhalb der Altstadt. Auf Wiedersehen“.

Der Israeli geht schnell von dannen, der Franziskaner bleibt allein zurück. Etwas verloren steht er in dem Durcheinander der Grabeskirche.

Franziskaner, zu sich selbst: „Das ist alles wirklich nicht so einfach. Dabei sind wir nur eine Minderheit in einer Stadt, von der man nicht einmal weiß, wem sie eigentlich gehört? Den Juden, den Muslimen? Der Papst wünscht eine Internationalisierung der Stadt, aber was ist dann mit Jordanien, was mit Israel? Und was passiert mit den Städten um Jerusalem herum? Früher konnte man relativ problemlos zwischen Bethlehem und Jerusalem pendeln. Heute ist Bethlehem eine Insel, die schwer zu erreichen ist. Insbesondere Christen, die in Bethlehem leben und in Jerusalem beten möchten, haben es sehr schwer. Und Tausende Pilger, die im nächsten Jahr von Jerusalem nach Bethlehem möchten, haben es auch nicht leicht. Wir reden mit der israelischen Regierung, mit den Palästinensern und mit der israelischen Armee. Aber eine Einigung gibt es bisher nicht. Die Probleme verschwinden nicht. Sie verlagern sich nur so schnell, dass man manchmal überhaupt nichts mehr versteht“.

Nasser und Elizer schütteln den Kopf, klopfen ihm auf die Schulter. Die drei gehen dahin, auch der Mönch verlässt die Kirche eiligen Schrittes.

Lukas: „Lasst Euch nicht täuschen: Die Sache mit der zweiten Tür ist nur eine Zeitungsente. Schon seit Jahren fordert die israelische Regierung diesen Ausgang“.

Elizer: „Und warum kommt er nicht?“

Lukas: „Tja, wie ich gesagt habe, in einem Haus mit sechs Kindern gibt es viel Streit. Obwohl ich sagen muss, dass die ökumenischen Kontakte zur Zeit sehr gut sind, man könnte schon beinahe von einem Miteinander sprechen...“

Elizer: „Jetzt gehen wir zur Westmauer, die fehlt noch. Ich kenne eine gute Abkürzung, ein Tunnel, der direkt dorthin führt. Es ist der Tunnel, den Netanyahu 1996 öffnen ließ, ohne die Muslime zu informieren. Es kam zu Ausschreitungen zwischen Palästinensern und Israelis. Damals gab es über 80

Tote. Ein Paradebeispiel dafür, dass geschichtliche Fakten in dieser Stadt absolut unwichtig sind. Netanyahu behauptete einfach, dass in dem Tunnel der Gründungsstein der jüdischen Existenz zu finden sei – so ein Quatsch. Ich wusste noch nicht einmal, dass wir Juden einen Gründungsstein haben. Jedenfalls wählte dieser absolut unreligiöse Netanyahu ein religiöses, ein mythologisches Vokabular, um seine machtpolitischen Schritte zu rechtfertigen“.

Nasser: „Wir leben auf Legenden, wir leben auf Gräbern. Sie verfolgen uns und man hat den Eindruck, dass die Toten in dieser Stadt mehr Gewicht haben als die Lebenden“.

Elizer: „Alleine 150 000 Gräber auf dem Ölberg. Die kommen alle raus, wenn das jüngste Gericht naht...“ (die anderen lachen)

Nasser: „Leider ist auch die Archäologie eine Gefangene der Vergangenheit. Sie ist meistens nur eine Fassade, ein Instrument der Politik. Gerade die Israelis sind Meister darin, durch archäologische Pfuscherei aus Märchen Tatsachen zu machen. Symbole werden zu historischen Wahrheiten umgedeutet – Israel versucht, über und unter der Erde die Kontrolle über die Stadt zu gewinnen. Diese Tunnelöffnung von ‘96, der unsachgemäße Buddeleien vorangingen, ist ein gutes Beispiel dafür. Eine andere Begebenheit trug sich in den 70er Jahren zu: Der Assistent eines sehr anerkannten, israelischen Archäologen stieß auf einen interessanten Fund in der Altstadt. Er stellte fest, dass es sich nicht um irgendwelche jüdischen, sondern um alte islamische Bauten handelte. Als der Assistent seinem Chef davon berichtete, wollte dieser sofort die Bulldozer holen, um die Sachen zu zerstören. Der Assistent aber holte die Journalisten. Zum Glück“.

Lukas: „Die 52 Synagogen, die die Jordanier zwischen 1948 und 1967 in der Altstadt zerstört haben, sind aber auch nicht von ungefähr...“

Elizer: „Stimmt“.

Das irdische Jerusalem, jüdisch

Die drei haben den Tunnel inzwischen wieder verlassen. Sie sind in der Nähe der Westmauer und geraten direkt in eine Gruppe ultra-orthodoxer Juden, die auf dem Weg von ihrem Wohnviertel, Mea’Sharim in Westjerusalem, dem orthodoxen Viertel schlechthin, zur Klagemauer sind. Der direkte Weg führt durch das arabische Viertel der Altstadt. Für solche Fälle stehen mit beige-farbenen Westen bekleidete Sicherheitskräfte zur Verfügung. Sie tragen handliche Mini-Maschinengewehre und sichern die Gruppe mit je zwei Mann am Ende und am Anfang ab. Die Experten laufen mit, beobachten das Treiben, lassen sich treiben....

Arabischer Händler: „Ich habe fast nie jüdische Kunden. Die einzigen Juden, die hier vorbeikommen, sind entweder Orthodoxe auf dem Weg zur Klagemauer oder Nationalisten, die ein arabisches Haus besetzen wollen....“

Seine Nachbarin: „Wir haben einige jüdische Freunde. Ich sehe keine Unterschiede, es sind nette Leute. Ich glaube, wenn man es mit einer Person zu tun hat, dann respektiert man seine Religion. Hat man es aber zuerst mit einer Religion zu tun, dann trifft man auch auf Leute, die Probleme machen“.

Der Händler: „Egal, ob man sich darum kümmert oder nicht, man ändert sowieso nichts. Deshalb will ich auch gar nicht miesepetrig aussehen, sondern lieber meine Falaffel verkaufen“.

Der Mann der Nachbarin: „Genau, wir stecken unsere Köpfe nicht in die Politik und deshalb auch nicht in die Religion“.

Die Gruppe der Orthodoxen zieht hastig an den Händlern vorbei. Das Gespräch hören sie nicht. Ohne überprüft zu werden, passieren sie den Check-Point am ehemaligen Käsemachertal und erreichen dann den Platz vor der Klagemauer. Auch das Gespräch zweier neuseeländischer Touristen, die es sich vor der Klagemauer bequem gemacht haben, verfolgen sie nicht.

1. Tourist: „Guck mal, die da. Die haben alle eine Pelzmütze auf“.

2. Tourist: „Ja, und außerdem haben sie weiße Socken, wohingegen die anderen Pelzmützenträger schwarze Socken tragen“.

1. Tourist: „Dahinten ist eine Gruppe mit schwarzen und eine andere mit weißen Röcken. Ich habe das Gefühl, das hat etwas zu bedeuten. Außerdem gibt es noch ein Gruppe mit Anzügen, Krawatte und schwarzen Cowboyhüten“.

2. Tourist: „Zeichen, Rätsel“.

Die Ultra-Orthodoxen, die auch Charedim genannt werden, stehen jetzt direkt vor der Klagemauer. Erst jetzt stellen sie fest, dass sie nur neun sind. Sie brauchen einen zehnten Mann, um ein offizielles Gebet abhalten zu können. Sie schauen sich um und finden schließlich einen mit der gleichen Kopfbedeckung. Die Sache geht klar.

Plötzlich geschieht etwas völlig Unerwartetes: Eine Gruppe amerikanischer, unverkleideter Juden betritt den Platz. Männer und Frauen gleichermaßen auf der linken Seite, die normalerweise Männern vorbehalten ist. Ein Tumult entsteht, Chaos, Handgreiflichkeiten. Schließlich kommen Sicherheitskräfte und treiben die Streithähne auseinander und, wichtiger noch, entfernen die Frauen aus der Männerdomäne.

Rabbiner der Reformier: „Wir haben das Recht, hier so zu beten, wie wir es wünschen, nämlich mit Männern und Frauen gemeinsam. Die Klagemauer ist nicht das Monopol einer bestimmten Strömung innerhalb des Judentums, sondern sie gehört allen Juden. Schaut euch außerdem mal Fotos von früher an. Da sieht man, dass es hier vor 1967 gar keine Trennung gegeben hat“.

Oberster Wächter der Mauer: Ihr wisst genau, dass Ihr der Halacha, dem jüdischen Gesetz zufolge, hier nicht gemeinsam beten dürft. (leise zu sich) Offiziell erkennen wir diese Reformbewegung gar nicht an. Aber wir wollen hier keinen Streit und deshalb verhandeln wir auf einer informellen Ebene über folgenden Vorschlag. (laut) Ich biete Euch an, dass Ihr ein bisschen weiter südlich, am Robinson Arch, gemeinsam beten dürft. Es ist die gleiche Mauer, sie ist genauso heilig, wie die Klagemauer, nur dass am Robinson Arch bisher keine Gebete und Gottesdienste stattgefunden haben, weil es ein Ort für Archäologen und Touristen ist“.

Reformrabbiner: „Wir denken darüber nach. Schließlich sind wir eine liberale Bewegung und haben nichts dagegen, wenn irgendwelche Juden eine Geschlechtertrennung vornehmen. Aber uns stört, dass diese Orthodoxen nicht unsere Auslegung des jüdischen Gesetzes anerkennen. Und wir sehen die vom israelischen Staat garantierte Religionsfreiheit nicht gewährleistet. Schließlich gehört meine Bewegung mit gut zwei Millionen Mitgliedern zu einer der stärksten jüdischen Bewegungen auf der Welt. Seit Beginn geht es uns darum, die Einflüsse der modernen Welt mit dem jüdischen Gesetz in Einklang zu bringen. Wir stehen für Gleichberechtigung und Demokratie auf der Grundlage der Halacha. Und wir kämpfen für die Anerkennung unserer Rechte hier in Israel. Aber wir sind eine friedliebende Gemeinschaft und ziehen daher den Vorschlag, am Robinson Arch zu beten, in Betracht. Außerdem sehen wir uns als Vermittler im Streit zwischen den ultra-orthodoxen Juden und den nicht gläubigen Israelis, denn wir verkörpern als liberale Gläubige beide. Der Extremismus dieser verfeindeten Gruppen stellt für unser Land die größte Bedrohung dar, viel größer noch als der Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern“.

Die Experten haben das Gespräch verfolgt.

Lukas: „Ob der Gute sich da nicht überschätzt? Ich habe gehört, dass es gerade in den letzten Wochen in Mea’Sharim wieder viel Streit gibt. Im Gegensatz zu uns Christen werdet ihr Juden ja auch untereinander immer gleich handgreiflich“.

Elizer: In Mea’Sharim ist Einiges geboten. Die wichtigen Heiligtümer haben wir jetzt ja gesehen. Wir könnten zur Abwechslung die Altstadt mal verlassen und dieser Gruppe da folgen“.

Alle sind einverstanden, die Experten folgen den Ultra-Orthodoxen, die sich auf den Heimweg machen. Es ist Samstag. Wie es sich für den Sabbat gehört, bleiben die Menschen in der Nähe ihrer Häuser. Niemand arbeitet, niemand fährt Auto. Auf der Straße herrscht beinahe Grabesstille, lediglich Fußgänger sind unterwegs zur Synagoge. Der westliche Teil der Stadt liegt in tiefem Frieden. Scheinbar. An einem Geschäft in Westjerusalem, das geöffnet hat, halten die Ultra-Orthodoxen an und verwickeln den Besitzer in eine Diskussion. Warum er

den Laden geöffnet habe, er solle sich gefälligst – wie alle guten Juden – an das Gesetz halten und ihn wieder schließen. „Shabes, Shabes“, rufen sie im Weggehen. Dann kommen sie zur Ethiopia Straße. Eine malerische, kleine Straße, die das ultra-orthodoxe Viertel Mea’Sharim von einem säkularen Wohngebiet trennt. Vor der Straße stehen Polizeiwagen. Seit das oberste Gericht vor zwei Wochen angeordnet hat, die Straße geöffnet zu halten, kommt es hier regelmäßig zu Auseinandersetzungen zwischen säkularen und orthodoxen Anwohnern. Auch jetzt ist die Stimmung aufgeheizt. Ein Auto, das in die Straße einbiegt, wird von einem umgekippten Mülleimer aufgehalten. Junge Charedim, die massenhaft auf der Straße herumlungern, laufen hinzu. Steine fliegen, handfeste Auseinandersetzungen werden von der Polizei unterbunden.

Junge: „Was wollen die hier mit den Autos? Die dürfen das nicht, heute ist Sabbat“.

Fotograf: „Leben und leben lassen. Das wird in Israel nie funktionieren. Besonders ätzend sind die Kleinen. Sie haben nichts besseres zu tun, als auf der Straße rumzuhängen und anderen Leuten das Leben schwer zu machen“.

Anwohner: „Das ist wie in der Intifada – gegen Steine werfende Kinder kann man nun einmal nichts ausrichten. Ihre Eltern tun nichts dagegen, obwohl sie genau wissen, was los ist. Richtig gefährlich wird es aber erst, wenn nach den Nachmittagsgebeten, so gegen sechs Uhr, auch die Größeren auf die Straße kommen. Manchmal werden solche Aktionen sogar von Rabbinern organisiert. Das ist wie Krieg und es hilft nur noch massive Polizeipräsenz. Dafür gibt es keine Lösung. Man kann mit den Charedim ja noch nicht einmal vernünftig reden. Es läuft entweder nach ihren Vorstellungen oder gar nicht“.

Alter Charedim: „Es verletzt uns zutiefst, wie ihr das jüdische Gesetz mit Füßen tretet. Jeder Jude sollte sich nach den Geboten Gottes richten. Ihr seid unsere Brüder, wir können nicht zulassen, dass ihr weiterhin im Irrtum lebt. Außerdem ist das Verbot, am Sabbat zu arbeiten oder Auto zu fahren, sogar als Gesetz in Israel als einem demokratischen Staat festgeschrieben. Natürlich wehren wir uns dagegen, denn demokratische Spielregeln sollten gerade von denen respektiert werden, die immer so laut danach schreien. Eigentlich sollten wir versuchen, die Probleme friedlicher zu lösen, aber wir lassen uns nicht alles gefallen. Wir brauchen zwar einen Kompromiss, ich habe aber keine Ahnung, wie er zustande kommen soll. Die Säkularen werden immer ungläubiger und die Religiösen werden immer zahlreicher. Ich bin nicht besonders optimistisch. Wir müssen auf die Lösung warten, die Gott für uns bereit hält, seine Pläne können wir sowieso nicht ändern. Wir können nur seine Gebote respektieren und danach unser Leben ausrichten“.

Professor: „Auch ich sehe keine Lösung für das Problem. Die Kluft zwischen streng Gläubigen und nicht Gläubigen wird immer größer. Seit den 20er Jahren gibt es dieses Problem und es wird bleiben. Wir leben damit, wenn

nötig, auch noch in 1.000 Jahren. Das macht das Leben ja auch interessant. In den 50er und 60er Jahren setzte sich die israelische Gesellschaft für die Idee des „melting pot“ ein. Alle Juden, egal, ob aus Europa oder dem Orient, sollten als ein Volk zusammenleben. Heute trennt man wieder mehr. Jede Bevölkerungsgruppe kann in ihrem Viertel leben, ohne sich zwingend mit einer anderen zu vermischen. Auch die Charedim haben ihre eigenen Stadtteile und keiner kommt ihnen in die Quere. Die Konflikte verlagern sich dann natürlich an die Grenzen der Wohngebiete. Und die Charedim sind besonders streitbar, wenn es um die kulturelle Herrschaft in ihrem Viertel, ihrer Schutzzone geht. Die Spannungen, um die es hier geht, laufen quer durch die israelische Gesellschaft. Sie bestehen auch zwischen gemäßigt Religiösen und Charedim. Der gesellschaftliche Beitrag, den die Ultra-Orthodoxen leisten, ist sehr gering. Männer besuchen die Thoraschule, die „yeshiva“, bis sie mindestens 30 Jahre alt sind. In dieser Zeit müssen sie nicht zum Militär gehen. Sie dürfen aber auch keiner Erwerbstätigkeit nachgehen, zahlen also keine Steuern. Die Thoraschulen bekommen Geld vom Staat, das unter den Mitgliedern verteilt wird. Wenn diese doch arbeiten, dann auf dem Schwarzmarkt. Die anderen Mitglieder der Gesellschaft sind darüber nicht glücklich und sie sehen mit einiger Angst, dass die Charedim sich sehr schnell vermehren. Die Geburtenrate liegt 2 bis 3 mal über dem israelischen Durchschnitt. Die Säkularen befürchten, dass sie ihren freizügigen Lebenswandel irgendwann nicht mehr ungescholten führen können“.

Anwohner: „Ich glaube nicht, dass die Ultra-Orthodoxen irgendwann in diesem Land das Sagen haben werden. Sie sind eine Minderheit, die nicht arbeitet und nicht zur Armee geht. Sobald sie an die Macht kämen, müssten sie gesellschaftliche Verantwortung übernehmen. Dann verlören sie auch an religiöser Kraft“.

Alter Charedim: „Natürlich arbeiten wir. Ihr haltet unsere Arbeit allerdings für nebensächlich. Dabei ist das Studium der Thora sehr wichtig, denn es ist das Wort Gottes. Und irgend jemand muss sich darum kümmern. Studieren ist keine physische Anstrengung und es gibt selten sichtbare Ergebnisse. Dennoch ist es Arbeit. Ihr habt doch auch Akademiker, Poeten, Philosophen, ist das etwas anderes?“

Die drei Experten sehen sich fragend an.

Lukas: „Wo er recht hat, hat er recht“.

Nasser: „Ja, aber so richtig ernst nehmen kann man diese Leute trotzdem nicht. Sie leben einfach im falschen Jahrhundert“.

Elizer: „Trotzdem kann man von ihnen viel lernen. Unsere jüdische Geschichte ist nun einmal die des Glaubens, ist Glauben selbst. Alles, was es über dieses Land und diese Stadt zu sagen gibt, können Gläubige am Besten sagen, nur sie wissen es eigentlich noch“.

Lukas: „Muss man unbedingt ultra-orthodox sein, um das zu wissen?“

Während sich die Drei unterhalten, gehen sie langsam, fast unwillkürlich, wieder in Richtung Altstadt. Sie kommen an einem unscheinbaren Gebäude vorbei, das einer Baustelle gleicht. Immerhin gibt es einen kleinen Garten und man beschließt, zum Abschluss des gemeinsamen Tages, dort einen Tee einzunehmen.

Das irdische Jersusalem, interkonfessionell

Die drei machen es sich bequem. Sie bemerken, dass sich im Inneren des Hauses ein paar Leute zusammengefunden haben. Sie sitzen im Kreis in einem Raum voller Ordner, nicht ausgepackter Kisten, halb aufgestellter Bücherregale. Wenigstens eine Teemaschine ist installiert und auch eine Sekretärin huscht durch die Gegend. Die Personen des Kreises stellen sich vor. **Katholischer Theologe:** „Ich bin katholischer Theologe. Ich glaube, der Dialog der Religionen gehört zur wichtigsten Aufgabe zeitgenössischer Theologie. Um es vorwegzunehmen: Ich träume von einem Gebäude, in dem alle drei Religionen Platz finden und jede in ihrem eigenem Raum, ihrer Tradition getreu, dem Gott der Bibel und des Korans die Treue hält“.

Jude/evangelischer Theologe: „Wir kommen von der dienstältesten Organisation, die interreligiöse Kontakte fördert. Wir sind sozusagen die Graswurzler der Dialogfreudigen, wir sind offen für alle: Für die drei Religionen, für alle Konfessionen und für alle Schichten. Unsere Organisation wurde offiziell 1959 gegründet, unter anderem von Martin Buber. Bei der Gründung waren ranghohe Vertreter der drei Religionen anwesend. Die Idee gibt es sogar schon seit '48. Man hat seit der israelischen Staatsgründung überlegt, wie die festgelegten, positiven Menschenrechte wie Religionsfreiheit, Gleichheit der Menschen, etc., die in der israelischen Unabhängigkeitserklärung festgeschrieben sind, in die Realität umgesetzt werden können. Wir kooperieren mit jedem, der dazu bereit ist. Wir wollen, dass sich Leute treffen, sich verständigen und respektieren. Wie der große französische Theologe Marcel Dubois sagt: „Wir wollen uns darüber einigen, dass wir uns in bestimmten Dingen eben nicht einigen können und wollen“.

Christin: „Meine Organisation wurde 1966 nach dem 2. Vatikanischen Konzil gegründet. Es ist die erste ökumenische Gemeinschaft im Heiligen Land. Unsere Aufgabe ist es, die innerchristliche Ökumene zu stärken und Kontakte zu jüdischen Gruppen aufzubauen. Wir arbeiten einerseits auf wissenschaftlicher Ebene, in Forschung und Lehre, andererseits bieten wir soziale Dienste für einheimische Christen an“.

Alter Mann, Christ: „Auch ich arbeite in einem ökumenischen Forschungszentrum. Wir machen vor allem Fortbildungen für Lehrende. Menschen aus

aller Welt kommen zu uns, um für mehrere Wochen oder Monate zu einem religionsrelevanten Thema zu forschen. Auf der lokalen Ebene arbeiten wir mit Menschen aus der Umgebung zusammen, die bei uns einen Ort finden, um sich ohne Angst mit der anderen Seite auszutauschen. Wir versuchen, dem sogenannten Feind wieder ein Gesicht zu geben.

Einheimischer: „Ich bin arabischer Christ. Mein Verein wurde von Christen und Muslimen gegründet. Er ist einzigartig auf der Welt. Wir erforschen die gemeinsame Geschichte im Heiligen Land und fragen, welche Konsequenzen sie für heute hat. Wir arbeiten auf wissenschaftlicher Ebene, versuchen aber auch Jugendlichen etwas zu bieten. Wir entwickeln für die Christen im Land eine palästinensische, eine kontextuelle Theologie. Das wird höchste Zeit, denn schließlich waren ja schon die ersten Christen Palästinenser“.

Der letzte Stuhl in der Runde ist frei. Er ist reserviert für einen Moslem. Ob er je erscheinen wird? Die Diskussion wird auch ohne ihn eröffnet. Man spricht über Verschiedenes, es wird vor allem versucht, das Verhältnis der drei Religionen untereinander, den Stand der jeweiligen Dialoge zu klären.

Katholischer Theologe: „Das Wichtigste vorweg: An einem Dialog ist nur eine winzige Minderheit aus den jeweiligen Religionen interessiert und beteiligt. (alle nicken) Diejenigen, die sich engagieren, werden von ihren Glaubensbrüdern- und schwestern meist misstrauisch beäugt. Als Konsequenz ziehen sich viele zurück, aber ich denke, dass wir dann eben klein anfangen müssen. Man muss nun differenzieren, zwischen den verschiedenen Dialogen, also Moslems und Christen, Christen und Juden, sowie Juden und Moslems. Zu dritt zu sprechen ist sehr schwierig, zu einem „Triolog“ kommt es nur äußerst selten. Der Dialog hat wiederum drei Ebenen: Auf der ersten Ebene passiert Grundlegendes. Man erzählt sich einander von seinem Alltag, von den Traditionen und den Heiligen Schriften. Es ist ein Kennenlernen. Auf der zweiten Ebene sucht man nach einer Verhältnisbestimmung und nach Gemeinsamkeiten. Juden und Moslems sind sich einig, dass die christliche Dreifaltigkeit eine Gefahr ist. Ihnen dient der strenge Monotheismus als Grundlage für ein Gespräch, durchaus in Abgrenzung zum Christentum. Für Juden und Christen ist das Alte Testament eine wichtige Gemeinsamkeit. Bei Gemeinsamkeiten zwischen Christen und Muslimen wird es schon schwieriger, da gibt es heutzutage nicht so viele. Die dritte Ebene ist philosophisch. Inwieweit kann ich von meinem Glaubens- und Wahrheitsverständnis aus anerkennen, dass andere Menschen etwas anderes glauben? Kann ich akzeptieren, dass sie ihren eigenen Weg zu Gott gefunden haben, oder denke ich, dass sie sich doch nur in einem religiösen Wahn befinden. Hier in Jerusalem ist man von dieser Ebene natürlich weit entfernt. Es sollte aber gelingen, den Anderen aus philosophischen und theologischen Gründen anzuerkennen. Das wiederum muss sich dann z. B. in der Liturgie niederschlagen. So hat sich in der katholischen

Liturgie in den letzten Jahren bereits einiges geändert. Früher hat man im Gottesdienst eine Fürbitte für die wörtlich: „perfiden Juden“ ausgesprochen. Das wurde gestrichen.“

Alter Mann: Das ist die eine Seite des Dialogs. Die andere ist immer praktisch, z.B. abhängig von Geographie. Es ist entscheidend, wo man lebt und wen man zum Nachbarn hat. Die meisten Christen leben beispielsweise im Golan. Dort funktioniert der Dialog mit Muslimen ganz gut, auf einer alltäglichen Ebene. In Haifa wiederum leben sehr viele Muslime, Seite an Seite mit Juden – relativ problemlos. Muslime wiederum sind von ihrer Grundeinstellung, ihrem Selbstverständnis her, religiöser als Juden. Auch das beeinflusst ein Treffen. Noch eine Sache: Wer trifft sich? Männer oder Frauen? Das Geschlecht beeinflusst den Dialog ungemein. Frauen sind Mütter, sie sind z. B. viel sensibler für das Aufkeimen von Vorurteilen bei ihren Kindern als Männer. In dieser Region reden allerdings fast nur Männer über Religion. In Deutschland dagegen sind es überwiegend Frauen. All das muss man berücksichtigen, wenn man über Dialoge spricht“.

Jude: „O.K., fangen wir mit dem Verhältnis zwischen Juden und Christen an. Hier im Land sind sich die beiden Gemeinschaften sehr nahe. Die Juden haben Christen in Israel positiv diskriminiert. Christen haben schließlich mitgeholfen, dieses Land aufzubauen. Wir sind auf die Hilfe der reichen, westlichen Staaten, und die sind alle christlich, angewiesen. Juden und Christen haben ja auch eine gemeinsame Geschichte – lange Zeit wurde das Christentum sogar als eine Art reformiertes Judentum betrachtet. Das hat sich zum Glück heute geändert und man erkennt sich gegenseitig an. Von anderen Religionen, Hindus oder Buddhisten, können wir soviel Unterstützung nicht erwarten. Die halten uns für eine Minderheit, die viel Wind um nichts macht. Der jüdisch-christliche Dialog ist sehr weit fortgeschritten. Die Anfangsschwierigkeiten sind überwunden. Es stellt sich jetzt eher die Frage, wie es weitergeht. Jetzt sind wir Freunde und schon befinden wir uns an einem toten Punkt. Nun geht es um konkrete Zusammenarbeit, um Praxis, nicht mehr nur um Theorie“.

Evangelischer Theologe: „Lediglich der Kontakt mit dem jüdischen Establishment ist nicht so leicht. Die meisten Oberrabbiner haben Angst davor, sich nicht ganz dem jüdischen Religionsgesetz entsprechend zu verhalten, wenn sie mit Christen reden. Es könnte Ärger mit den Ultra-Orthodoxen geben. Dazu muss man wissen, dass es Stimmen im Judentum und im Islam gibt, die das Christentum nicht als monotheistische Religion akzeptieren. Christen werden aufgrund der Trinität, der Lehre von Sohn, Vater und Heiligem Geist, als Götzenanbeter betrachtet“.

Christin: „Ich kann von der Zusammenarbeit mit den jüdischen Organisationen nur das Beste berichten. Außerdem ist das jüdische Israel das einzige Land im Nahen Osten, das auch einheimischen Christen relative Sicherheit bietet“.

Alter Mann: „Man darf aber auch nicht vergessen, dass 90% der in Israel lebenden Juden überhaupt noch nie einen Christen getroffen haben. Lediglich 2 bis 3% der Einwohner in Israel und den palästinensischen Gebieten sind christlich, davon wiederum ist der größte Teil orthodox. Aber kommen wir zum Verhältnis zwischen Christen und Muslimen“.

Katholischer Theologe: „Da gibt es aus theologischer Sicht nicht so viele Berührungspunkte“.

Alter Mann: „Aber dafür auf der Ebene der Lebenswirklichkeit. Dass es schwerwiegende Probleme zwischen Christen und Muslimen gibt, ist eine von den jüdischen Medien manipulierte Finte“.

Christin: „Doch, doch. Dort, wo Christen in einem muslimischen Umfeld leben, ist die Situation so schwer, wie fast nie zuvor in der Geschichte“.

Jude: „Genau. Das wird natürlich nicht laut gesagt, aber die Christen werden von Muslimen sehr wohl bedroht und diskriminiert. Schließlich denken die Muslime, dass sie die richtigen Araber seien. Wenn sie könnten, würden sie die Christen ins Meer jagen“.

Frau: Das stellt man sich immer so schön vor, dass die einheimischen Christen als Bindeglied fungieren könnten. Bindeglied zwischen Muslimen und Juden, zwischen Arabern und Israelis. Die einheimischen Christen teilen mit den Moslems die gemeinsame arabische Kultur und mit den Israelis große Teile der religiös-jüdischen, westlich orientierten Kultur. Aber so funktioniert es nicht. Die Christen sind eine Minderheit, die in erster Linie mit sich selbst beschäftigt ist und um ihr Überleben kämpft. Und das ist im Nahen Osten in den letzten Jahrzehnten immer schwerer geworden. Die Türken in Berlin sind ja auch kein Verbindungsglied zwischen Türken und Deutschen, obwohl es im Verhältnis viel mehr Türken in Berlin gibt, als Christen in Israel. Auch das mit den Namen ist schwierig. Ich halte es für Unsinn, „palästinensische Christen“ zu sagen. Das ist irreführend. Früher hat man immer „deutsche Christen“ gesagt und Nazis gemeint. Man sollte die Leute nach ihrer Konfession benennen, also lutherisch, griechisch-orthodox oder katholisch“.

Einheimischer: „Ich bin ein palästinensischer Christ, dazu stehe ich. Natürlich können wir eine Brücke sein zwischen Arabern und jüdischen Israelis und man sollte uns diese Stellung auch einräumen. Schließlich haben wir, ähnlich wie die Israelis, zwei Identitäten: Eine arabische, das ist unsere Kultur und eine christliche, das ist der eher westlich geprägte Glauben. Ich hätte auch keine Angst in einem islamistischen Staat zu leben, abgesehen davon, dass 80-85% der Palästinenser einen solchen Staat gar nicht wollen.“

Aber ihr redet immer alle vom grünen Tisch. Ein Beispiel: Was hat die Rolle Abrahams im Islam und Judentum, über die sich Gelehrte gerne unterhalten, mit meiner heutigen Situation zu tun? Nichts. Die Israelis wollen immer nur über Dogmen sprechen und nicht über die reale Situation. Auch der Dialog zwischen

Christen der westlichen Welt und Juden ist leer. Er hat keine Bedeutung, keinen Inhalt, er ist nur Diplomatie. Ich suche nach einem wahrhaften Gespräch und nicht nach Stereotypen. Er soll theologisch und auf der Ebene der Lebenswirklichkeit relevant sein. Dazu entwickeln wir hier eine palästinensische, eine kontextuelle Theologie. Wir sind die ersten, die versuchen die heutige Situation hier lebender Christen vor dem Hintergrund des Neuen Testaments zu begreifen: Welche Antworten gibt uns die Bibel auf die Besatzung? Auf die Tatsache, dass sich die Juden für das erwählte Volk halten und mit uns ihr gelobtes Land teilen müssen? Ist die Verbindung zwischen Abraham und dem Volk Israel, wie sie im Alten Testament beschrieben wird und den Juden bis heute als Legitimation dient, eine exklusive? Wie können wir Jesus verstehen, wenn er sagt: „Liebt eure Feinde?“ Wir sind umgeben von Feinden, aber keiner liebt uns. Natürlich ist eine solche Form der Theologie und der daraus entstehende Dialog auch politisch. Ich kann das nicht trennen. Ich bin immer Christ, Arbeiter und Familienvater in einem. Ich bin ein ganzer Mensch. Und Jesus fordert mich auf, zu Fragen der sozialen Gerechtigkeit und des Friedens Stellung zu nehmen. Er hat zu einem kontinuierlichen Austausch zwischen Leben und Glauben aufgerufen.

Aber auch der Dialog zwischen Christen und Moslems, darum geht es ja gerade, ist notwendig und muss vertieft werden. Wir müssen offen über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede sprechen können. Wichtig ist aber auch, dass der Islam von westlicher Seite nicht stigmatisiert wird. Man muss trennen, zwischen der Wahrheit des Islam und dem Missbrauch, den fundamentalistische Kräfte damit betreiben. Einige terroristische Gruppen machen glauben, dass der Islam zum Töten auffordert. Das tut er natürlich nicht. Da wird Glaube für Geld vergewaltigt“.

Alter Mann: „Nach der Staatsgründung Israels war der sogenannte Dialog zwischen Christen und Moslems am leichtesten möglich. Jeder Dialog hat Gleichberechtigung als Voraussetzung. Juden und Muslime sind hier aber nicht gleichberechtigt, weil sie als Israelis und Araber nicht gleichberechtigt sind. Das ist der Rassismus in diesem Lande. Die Juden wollen die Politik immer außen vor lassen, die Muslime neigen dazu, sie überzubewerten. Muslime wollen in einem religiösen Dialog z. B. nicht über Dinge wie den Holocaust sprechen, weil der vor langer Zeit, in weiter Entfernung stattfand. Wir ausländischen Christen müssen verstehen, dass Araber und Israelis zusammenleben müssen und wir irgendwann in diesem Gespräch überflüssig werden. Seit der Intifada ist auch klar, dass die verschiedenen Konfessionen im Heiligen Land mehr versuchen müssen, eine einheitliche Linie zu fahren und dass die Identität, auf die es aus christlicher Sicht ankommt, die der palästinensischen Christen ist.

Ich glaube übrigens, dass der interreligiöse Dialog hier in erster Linie ein politischer, ein ökonomischer und ein kultureller ist. Er betrifft vor allem

Israelis und Araber. Ich würde sogar so weit gehen, zu sagen, dass Religion für den Konflikt zwischen diesen beiden meistens sogar ein Störfaktor ist“.

Evangelischer Theologe: „Wenn es um den Dialog zwischen Juden und Muslimen geht, dann gibt es aus theologischer Sicht wirklich keine offenen Fragen. Der Gott der Moslems ist der Gott Israels. Der Konflikt ist rein politischer Natur. Man muss auch betonen, dass es diverse Gruppen von Arabern und Israelis gibt, die sich um eine gemeinsame Friedenspolitik bemühen“.

Katholischer Theologe: „Zum Dialog zwischen Muslimen und Juden: Der strenge Monotheismus kann als gemeinsame Grundlage für ein Gespräch dienen, auch in Abgrenzung zum Christentum“.

Jude: „Die Muslime waren aber bisher nicht besonders kooperativ. Sie sind nur offen, wenn man auf ihre Bedingungen eingeht. Mittlerweile gibt es immerhin Ansätze. Die kulturellen und sprachlichen Unterschiede, sowie die der Ausbildung sind allerdings sehr, sehr groß. Allein, dass man sich trifft, ist ein Erfolg. Wenn man sich trifft“.

Alle blicken auf den Stuhl des Moslems, der immer noch frei ist. Elizer und Lukas blicken auf Nasser. Der zuckt die Schultern. Sie haben das Gespräch verfolgt und in der Zeit mehrere Tassen Tee getrunken.

Lukas: „Mich wundert es gar nicht, dass sich die drei Religionen gerade hier mit einem Dialog so schwer tun. Sie hocken einfach zu sehr aufeinander. So eine Stadt wie Jerusalem ist mit all den Heilserwartungen, die an sie gestellt werden, hoffnungslos überfordert. Da, wo man auf engem Raum zusammen ist, muss man sich besonders stark abgrenzen. In Tripolis z. B., das wissen die wenigsten, hat sich schon vor Jahren ein reger Austausch zwischen Moslems und Christen auf höchster Ebene etabliert. Soviel steht aber fest: In Jerusalem treffen drei Religionen zusammen, die den gleichen Gott anbeten. Sie haben eine gemeinsame Tradition. Die Unterschiede liegen in der Art und Weise, wie sie es tun. Islam, Christentum und Judentum sind wie drei Geschwister. Sie sind sich im Denken ganz ähnlich, aber ihre Streitigkeiten fallen sehr heftig aus, weil ihre Beziehung emotional belastet ist – wie in jeder normalen Familie“.

Elizer: „Wir teilen die verwinkeltesten Gehirnwindungen und tiefsten Gefühle. Wo? In Jerusalem! Jerusalem symbolisiert die Gemeinsamkeiten der drei Religionen vom Anfang bis zum Ende ihrer Existenz. Es ist die einzige Stadt, die vor der menschlichen Zeitrechnung begann und auch nach dieser Zeitrechnung noch bestehen wird. Sie ist, so gesehen, Glaube pur, reine Mythologie, eigentlich völlig unreal. Das Alte Testament, also vor allem das Judentum, sagt, Jerusalem sei von Gott am sechsten Tag der Schöpfung, kurz vor Anbruch des Sabbats, erschaffen worden. Genau in dieser schmalen Unendlichkeit, zwischen Tag und Nacht, zwischen Arbeit und Ruhe, Wachen und Schlafen. Was das eigentlich bedeutet, kann kaum ein Mensch je begreifen.“

Wir wissen aus der Apokalypse des Johannes, einem christlichen Mythos zufolge, dass Jerusalem selbst nach dem jüngsten Gericht weiter existieren wird. Das himmlische steigt auf das irdische Jerusalem herab und Gott wird unter den Menschen wohnen. Auch im Islam existiert eben jener Mythos: Zum jüngsten Gericht wird die „Kaba“ mit dem heiligen Stein in Mekka in den Himmel aufsteigen und nach Jerusalem fahren. Der Stein, die Braut, kommt zum Bräutigam, Jerusalem. Es ist dies die letzte Pilgerfahrt, an der neben der Braut die Pilger aller Zeiten teilnehmen. Alle. Tote und Lebende. Muslime, Christen und Juden“.

Das überirdische Jerusalem

„Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen....Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommen; sie war bereit wie eine Braut, die sich für einen Mann geschmückt hat. Da hörte ich eine laute Stimme vom Thron her rufen: Seht die Wohnung Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen, und sie werden sein Volk sein; und er, Gott, wird bei ihnen sein. Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, kein Mühsal. Denn was früher war, ist vergangen“.

(Offenbarung des Johannes 21,1-4)

Dank

Der Bericht setzt sich aus Gesprächen und Interviews mit folgenden Personen zusammen:

Uri Mor, Oded Winer, Ehud Bandel, Gerhson Rechtman, Aaron Bruchstein, Yosseph Shilhav, Shimon Naftalis, Nazmi Jubeh, Ekrima Sa'id Sabri, Mahdi Abdul Hadi, Ignacio Barcena, Herr Kapikian, Herr Timotios, Joseph Emmanuelle, Michael Krupp, Michael Bongardt, Petra Held, Thomas Strensky, Markus Bruners, Geris Khoury, Anwohner der Ethopiastraße, arabische Straßenhändler.

Dank an: Oben genannte Personen und alle anderen, die mir mit ihrem Wissen und ihrer Gesprächsbereitschaft geholfen haben; Margarita; Erdmuthe Op de Hipt und die Heinz-Kühn-Stiftung.